

# Das Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **64 (1984)**

Heft 5

PDF erstellt am: **17.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Unpathetisch, genau und gerecht

Zum Tode von Uwe Johnson

Am 13. März liess der Suhrkamp-Verlag bekanntgeben, der Schriftsteller Uwe Johnson sei in seinem Haus in Sherness-on-sea auf der Insel Sheepey vor der Themsemündung tot aufgefunden worden. Laut Testament, das bei einem britischen Anwalt hinterlegt war, hat er sich eine Kremation ohne Förmlichkeit gewünscht. Ein paar Tage erst nach der Todesnachricht vom 13. März wurde bekannt, dass die Obduktion eindeutig Tod durch Herzversagen ergeben habe und als Todesdatum die Nacht vom 23. auf den 24. Februar ermittelt worden sei.

Nach den zahlreichen Nachrufen und Würdigungen, in denen Person und Werk des Verstorbenen in ihrer Einzigartigkeit dargestellt worden waren, fand die nachträgliche Information über das einsame Sterben Uwe Johnsons vielleicht nicht mehr so viel Beachtung. Man hatte vor Augen, was die Freunde und die Kenner über den Autor voll Bewunderung und Trauer geschrieben hatten: dass er fast immer gearbeitet habe, dass es in seinem Arbeitsraum ausgesehen habe wie in einer Werkstatt, alles geordnet, die Bleistifte und Federhalter aufrecht, sozusagen in Reih und Glied; dass er es im Schreiben sehr genau genommen habe, dass er Disziplin wie kein anderer habe walten lassen. Feststellun-

gen dieser Art wiederholen sich in manchem Nachruf; Joachim Kaiser, mit dem Schriftsteller seit Jahren befreundet, schrieb in der *«Süddeutschen Zeitung»* von Johnsons *«vollkommen uneitlem Rigorismus fast pedantischer Genauigkeit, die für ihn, den Unpathetischen, soviel bedeutete wie Gerechtigkeit.»* Andere reden im gleichen Zusammenhang von Beharrlichkeit, ja von Sturköpfigkeit. Was aber sein grosses Thema betrifft, die in sich zusammenhängende Welt seiner Romane und Erzählungen vom Erstling *«Mutmassungen über Jakob»* bis zum vierten und abschliessenden Band der *«Jahrestage»*, so gibt es da widersprüchliche Urteile. Die einen nennen Johnson den ersten und einzigen *«gesamtdeutschen Dichter»*, die andern meinen, es sei ihm versagt geblieben, die westdeutsche Wirklichkeit sichtbar zu machen. Ein *«in die Fremde versprengter Mecklenburger»* sei er gewesen, ein Dichter der verlorenen Heimat. Hans Haider (in *«Die Presse»*) sagt: *«Was die Welt an deutschem Wesen kennt (die Bundesrepublik), ahnt (die DDR) und fürchten gelernt hat: Johnson hat es in hunderttausend Partikeln auf einer Art Flucht davor zusammengesammelt. Auf diese Weise ist Johnson, obwohl er viel aus Deutschland Bekanntes im Macht-system der USA sich wiederholen sah,*

*aus Deutschland, aus der DDR, aus dem Kindheitsbezirk nie herausgekommen. Er suchte Adressen möglichst weit entfernt von diesem Ursprung, als wollte er die Erinnerung daran ablenkungsfrei konservieren.»*

Ein Werk bleibt zurück, das nicht leicht eingeht, das knorrig und sperrig die Geduld des Lesers mit souveräner Selbstverständlichkeit voraussetzt. Es ist entstanden zwischen 1959 und 1983, in einem Vierteljahrhundert, in dem sich auf der deutschen Literaturszene die Darstellungsweisen, die Beleuchtung und die Kostüme jagten. Johnson blieb in seiner Kunstauffassung der Penible und Korrekte, der die Dinge und die Sachverhalte prüfende und erwägende Chronist, aufmerksam auf das Konkrete, die wechselnden Moden der Literatur jedoch nicht beachtend. Er suchte, was es nicht mehr gab: die verlorene Heimat. *«Jahrestage»*, die vier Bände von und über Gesine Cresspahl, über die Vergangenheit im fiktiven mecklenburgischen Städtchen Jerichow, über die Gegenwart in New York sind sowohl eine *«Epopöe der Heimatlosigkeit»* wie eine Utopie: der Versuch nämlich, für das Kind Marie zu bewahren und neu zu begründen, wie man – im Gedenken an das Verlorene – in der Zukunft leben könnte. Seine Arbeit an diesem Werk von ausserordentlichem Rang hat Uwe Johnson dem aktuellen Literaturbetrieb entrückt. Er lebte meist im Ausland, in den USA und dann auf jener Insel in der Themsemündung. In den Frankfurter Vorlesungen, die unter dem Titel *«Begleitumstände»* im Druck erschienen sind, warnt er seine Hörer davor, ein Leben auf das Schreiben auszurichten. Da spricht ein Vereinsamter, ein Mönch

in seiner Zelle, der seinen Auftrag im täglichen Pensum am *opus magnum* erfüllt. Aber da spricht auch einer, dessen Vertrauen geschwunden ist, ein Getäuschter und Betrogener.

Er war unersättlich im Sammeln von Nachrichten, von Augenzeugenberichten, von Dokumentarischem aller Art. Eines der lebenswürdigsten und menschlich berührenden Ergebnisse solcher Recherchierarbeit sind Margaret Boveris Memoiren *«Verzweigungen»*, die Uwe Johnson herausgegeben und mit einem Nachwort versehen hat. In diesem Nachwort zitiert er einen Brief der betagten Publizistin, in dem es heisst: *«Ich glaube, während ich Ihnen Vergangenheit liefere, bekomme ich durch Sie eine andere Art als die mir zugängliche Gegenwart und etwas von der in ihr enthaltenen Zukunft.»*

Uwe Johnson, dessen einsamer und nach Tagen erst bemerkte Tod im Alter von noch nicht fünfzig Jahren die Heimatlosigkeit des beharrlichen, gründlichen und gerechten Chronisten geschändeter Menschenwürde erschreckend deutlich macht, hat ein Werk hinterlassen, das man an Grösse und Bedeutung mit demjenigen von Thomas Mann, von Alfred Döblin oder von Robert Musil vergleichen darf. Sein Schicksal als Autor, so ist allerdings schon vermutet worden, könnte demjenigen Döblins und Musils ebenfalls ähneln. Er wird bewundert in seiner Rigorosität, seiner Besessenheit, die Wahrheit einzukreisen; aber wird er auch gelesen? Dabei wird jeder, der die Geduld und die Ruhe aufbringt, die Johnson seinen Lesern abverlangt, neben einer ungeheuren Fülle von Informationen immer auch die Freude und den Genuss solchen

Lesens empfinden. Dieses Werk wird Bestand haben. Im ersten Band der «Jahrestage» hat Uwe Johnson, damals noch in grosser Zuversicht, ge-

schrieben: «*Es gehört nicht zu den Kennzeichen der deutschen Nation, ihre Bücher gleich zu lesen.*»

*Anton Krättli*

## **«Wer erzählt hier eigentlich, Gesine? Wir beide. Das hörst du doch, Johnson.»**

Zum vierten Band der «Jahrestage»

1

«*Gesine, würdest du mir raten zum Studieren?*», fragt Marie Cresspahl (11) ihre Mutter Gesine (35); sie fragt es in dem für ihren Erfinder so bezeichnenden parataktischen Satzbau, mit Auflösung der verbalen Klammer. Und Gesine antwortet im gleichen Duktus: «*Wenn du lernen möchtest, eine Sache anzusehen auf alle ihre Ecken und Kanten, und wie sie mit anderen zusammenhängt, oder auch nur einen Gedanken, damit du es gleichzeitig und auswendig verknoten und sortieren kannst in deinem Kopf. Wenn du dein Gedächtnis erziehen willst, bis es die Gewalt an sich nimmt über was du denkst und erinnerst und vergessen wünschtest. Wenn dir gelegen ist eine Empfindlichkeit für Schmerz zu vermehren. Wenn du arbeiten magst mit dem Kopf.*»<sup>1</sup>

Was beschreibt der Autor in diesen Sätzen? Wirklich nur die Wirkung des Studiums – absolviert an irgendeiner Universität, von irgendjemandem? Lässt er nicht vielmehr seine Hauptfigur von der Erfahrung reden, die sie mit sich selber macht, tagtäglich, vom

Gesetz, nach dem sie angetreten und das durch ihre eigenen Studienjahre höchstens verschärft wurde? Und umreisst der Autor nicht gleichzeitig seine eigene schriftstellerische Haltung?

In einem Interview hat Johnson unter den für einen Romancier besonders wichtigen Eigenschaften auch die Fähigkeit genannt, «*grössere Wirklichkeitszusammenhänge in vielen Schichten gleichzeitig auseinanderhalten und ordnen zu können*». Auseinanderhalten und ordnen – verknoten und sortieren: Autor und Figur kommen sich in dieser Fähigkeit nahe bis zur Identifikation. Und anders als aus solcher Nähe wäre ein Buch wie die «Jahrestage» nicht denkbar, dessen Welt nicht nur konzipiert ist aus der Perspektive einer bestimmten Figur, sondern umfasst von ihrem Bewusstsein, so dass alles zwar durchaus ausserhalb dieses Bewusstseinsraums existiert und doch nichts genannt wird, das nicht auch darin Platz hätte.

Nun gehört aber gerade Gesine Cresspahl – geboren 1933 im Mecklenburgischen, wohnhaft in der DDR bis 1953, bis 1961 in der BRD; jetzt

als Bankangestellte in New York; neuerdings wegen ihrer Sprachkenntnisse mit dem Auftrag bedacht, amerikanisches Geld in die tschechische Wirtschaft zu leiten – nun gehört gerade diese Gesine zu den am meisten missverstandenen, zu den verstecktesten Figuren der Literatur. Sie bleibe schattenhaft, ein blosser Zuordnungspunkt, heisst es in Rezensionen des ersten Bandes der *«Jahrestage»*, 1970, und nach Erscheinen des vierten Bandes bezeichnet Peter Demetz sie als *blossen Bewusstseins- und Erzählapparat*. Wie beweist man, gegen solche Totsagungen, die Lebendigkeit einer Figur? Da steht Behauptung gegen Behauptung, Leseerfahrung gegen Leseerfahrung. Was dem einen schattenhaft bleibt, wird dem andern zur leibhaftigen Gegenwart. *«Leibhaftig»* allerdings ist Gesine nicht! Offenbar wird eine Figur wie sie gerade in dem nicht erkannt, was ihr Wesen ausmacht: in ihrer Teilnahme an der Welt; offenbar ist es leichter, einen Menschen wahrzunehmen, der von sich spricht und sich darstellt, als einen, der von anderen redet und in ihnen lebt. Und offenbar sind wir seit Jahrhunderten darin geübt, gerade eine Frau von aussen zu sehen, nicht in ihren Wahrnehmungen; vielleicht in ihren Gefühlen, aber nicht in ihren Fragen und Zweifeln, selbst wenn diese die unseren sind, und ganz sicher nicht, wenn sie ihre Gefühle abdeckt, verschweigt und beherrscht.

Ein Plädoyer für eine Figur, die ein solches nicht nötig hat. Sie wird, behaupte ich, nicht nur ihren Autor überleben! Für ihn auf jeden Fall war sie eine eigenständige Figur; er ist mit ihr umgegangen wie mit seinesgleichen und lässt sie im ersten Band der *«Jah-*

*restage»* so stark werden, dass sie ihn, ihren Erfinder, anspricht, auslacht und kritisiert. Hinweise Johnsons auf die Eigenständigkeit seiner Figuren gelten allgemein als Beleg für seinen Realismus. Doch könnte diese Interpretation eine Verharmlosung einer Fähigkeit beinhalten, die ins Unheimliche schattiert und die der Autor ebenfalls mit der von ihm beschriebenen Figur teilt. Beunruhigt über sich selber, schreibt Gesine an einen Psychiater, sie halte sich für fast normal, *«... mit einer Ausnahme: ich höre Stimmen»*. Was auf dieses Stichwort folgt, ist eine so subtile wie bewegende Beschreibung dieser Stimmen: sie können von Freunden und Verwandten früherer Zeiten stammen; aber auch Leute, die sie kaum kannte, ergreifen das Wort; von den *«Zwischenreden der Toten»*, die plötzlich in Gespräche mit der Tochter Marie einbrechen, ist die Rede, aber auch davon, dass sie, Gesine, die Gedanken anwesender Personen erraten könne. So, beklemmend, unheimlich, sieht es in einem Menschen aus, der anderen ein blosser *«Zuordnungspunkt»* zu sein scheint! Es ist, als lege Gesine hier eine tiefste Schicht ihres Wesens frei – vielmehr als verstecke sie diese vor sich selber in einem Brief an einen ihr Unbekannten. Es ist auch eine tiefste Schicht des Buches. Das Zwischenreden entfernter Personen, hörbar der Hauptfigur, hörbar auch dem Autor, bildet den dunklen Grund, auf dem das *«Verknoten und Sortieren»* stattfindet.

Doch hat bei aller Nähe Johnson sich in seinen *«Frankfurter Vorlesungen»* gegen die Behauptung verwahrt, er benütze Gesine als Versteck für seine eigenen Erfahrungen, für das *«Autobiographische»*, und er hat sich

mit der ihm eigenen Akribie gegen seine Figur abgegrenzt: «*Geburtsjahre: des Verfassers 1934, Gesine Cresspahl 1933 . . . Jugendlandschaften: für den Verfasser baumreiche, bloss mit Seen geöffnete Gegend in der Mitte Mecklenburgs, bald in einer grösseren Stadt. Gesine Cresspahl: baumarme Ebene, offene Küste, Kleinstadt, in der Kreisstadt erst spät, nur zu Besuch.*» So übergrenzt sich nur ab, wer fürchtet, einem anderen zu nahe zu kommen, wer sich seiner eigenen Identität vergewissern muss – in diesem Fall gegenüber einer Figur, die man wohl als eine Erweiterung des Autors ins Weibliche bezeichnen darf.

2

In Rezensionen des vierten Bandes und in Nachrufen auf den Autor wurden die «*Jahrestage*» nicht selten als ein (fingiertes) Tagebuch Gesines bezeichnet – eine Fehlinterpretation, die durch den Text nicht gestützt wird.

«*Wer erzählt hier eigentlich, Gesine?*», fragt im ersten Band der Autor seine Figur. Und sie antwortet: «*Wir beide. Das hörst du doch, Johnson.*» Ein anmutiges Zwischenspiel? Die Sätze beinhalten mehr. Die innere Form des Buches wird durch dieses «*wir beide*» recht eigentlich bestimmt, und die äussere Form ist nur zu beschreiben unter der Voraussetzung, dass es sich eben *nicht* um ein fingiertes Tagebuch handelt. Der Autor respektiert die Perspektive und den Erfahrungsraum seiner Figur, zwingt sich selber aber nicht ihren Tagebuchstil auf; er wahrt seine Schriftstellerfreiheit in jeder einzelnen Passage des Buches. Schwer zu sagen, was mehr zu bewundern ist: die Souveränität, mit

der er dies Werk, das doch in einzelnen «Lieferungen» erschien, als ein Ganzes gestaltet – oder die Vielfalt und Dichte der einzelnen Sequenzen. Jede ist bewusst gestaltet, jede ein Artefakt: die satirische Darstellung einer Deutschstunde über Fontanes «*Schach von Wuthenow*»; der Entwurf einer Kinderutopie; ein Tagesablauf, dessen Entsetzen nur durch strenge Numerierung der einzelnen Abschnitte zu meistern ist; ein Verhör mit dem Lügendetektor; Erzählungen aus der Vergangenheit, in denen man schon heute Geschichte nachlesen kann – und in wenigen Jahren wird man vielleicht dasselbe von den Alltagsbildern aus New York sagen.

3

Gleichzeitig mit dem vierten Band der «*Jahrestage*» ist letzten Herbst ein «*Kleines Adressbuch für Jerichow und New York*» erschienen, angelegt mit «*Namen, Orten, Zitaten und Verweisen*» von Rolf Michaelis, eine höchst brauchbare Orientierungshilfe, die keine Deutungen enthält, aber durch verlässliche Information Übersicht und Verständnis erleichtert<sup>2</sup>.

(Mögliche Zwischenfrage: ist ein Register, gleich beim Erscheinen des Buches, notwendig? Schreckt es den Leser nicht vor einem offenbar unzugänglichen Werk ab? Antwort: es ist nötig, wenigstens sinnvoll. Zugegeben: Johnson stellt ungewöhnliche Ansprüche an den Leser, durch den Umfang des Buches [1891 Seiten], durch die Anzahl der Personen, durch die Komplexität der Anlage, durch seine Art, die verschiedenen Ebenen zu verbinden oder eben *nicht* zu verbinden; er knüpft die Knoten nur lose,

zuziehen oder auflösen muss sie der Leser.)

Der Titel des Registers lenkt übrigens die Aufmerksamkeit auf die Orte, die Umgebung, in der sich das Geschehen abspielt. Die Figuren des Buches, die aus Mecklenburg stammen – vor allem, sind tief in ihrem Herkunftsland verwurzelt; dass sie dort nicht bleiben können, aus ihrer Verwurzelung gerissen werden, erfahren sie als eine Verletzung, die nie heilt. Das Gedächtnis, das *«Gewalt an sich nimmt»* über die Gedanken Gesines, bringt nicht nur Nachrichten aus der Vergangenheit, sondern auch Bilder aus einer verlorenen Landschaft; Zeit und Raum fallen darin zusammen.

Walter Schmitz hat darauf hingewiesen, wie wichtig das Motiv des Reisens im Werk Johnsons ist; er zählt die frühen Romane geradezu zur *«Reiseliteratur»*. Und tatsächlich hätte Johnson nie das Etikett *«Dichter des geteilten Deutschland»* erhalten können ohne Erfahrung der Grenze und ohne Kenntnis der gegensätzlichen (politischen) Welten, welche durch die Grenze bis zur völligen Kommunikationslosigkeit getrennt werden. Die Reise allerdings, das Wort im engeren Sinn genommen, als Bewegung von einem Ort zum anderen, als lustvolle Bewegung gar, spielt zumindest in den *«Jahrestagen»* eine geringe Rolle. Reisen kommen vor allem vor, wenn Marie dabei ist – also häufig in der Verkleinerungsform: als Erkundungszüge mit der Untergrundbahn oder als zum Kindheitsritual gewordene Ausflüge mit der South Ferry nach Staten Island.

Genau besehen ist es weniger das Reisemotiv, das in Johnsons Roman eine Rolle spielt, als der Wechsel des

Wohnorts. Nicht um ein Wohin geht es, sondern um ein Wo: die Frage, wo man sein Leben verbringe, geht wie ein hartes Staccato durch die Geschichte der Familie Cresspahl. Dass der alte Cresspahl nach einem langen Aufenthalt in England seiner Frau zuliebe nach Deutschland zurückkehrte, liegt als eine schwere Last auf der Familie, verwickelt ihn, den alten Sozialdemokraten, in Mitschuld an dem, was unter dem Nationalsozialismus geschah (auch wenn er nie der Partei beitrug); seine Tochter ist – wie wenn sie diese Last einmal abschütteln möchte – ein Leben lang auf der Suche nach einer *«moralischen Schweiz»*, die sie nicht in unserem Land sucht, sondern schliesslich in der Tschechoslowakei des Prager Frühlings. Dessen Zerstörung rückt den humanen Sozialismus in den Bereich der Utopie; die *«moralische Schweiz»* wird zu einer Leere, in die Gesine am 20. August 1968 unvermutet fallen wird.

Man sieht: die Dimension des Raumes, die bei Johnson so wichtig ist, hat zugleich temporalen Charakter; die Suche nach dem Ort, an dem man seinen Wohnsitz aufschlagen und behalten kann, ist vor allem eine Suche nach einer geschichtlichen Situation, einem politischen System, das dem einzelnen erlaubt, seine Integrität zu wahren – und auch einen Einsatz zu wagen.

Die Dimension der Zeit ist in den *«Jahrestagen»* gewiss wichtiger als die des Raumes. Längst ist Johnson nicht mehr der Dichter des geteilten Deutschlands, eher der einer geteilten, zerbrochenen Welt (die unteilbar bleibt im Bewusstsein seiner Heldin), und vor allem der Chronist einer historischen

Entwicklung, in der ein Unrecht das andere ablöst und hervorbringt und keines ungeschehen zu machen ist. In einem Gespräch mit den Toten (diese Gespräche sind, wie mir scheint, im letzten Band seltener geworden, als hätten die Toten die Welt aufgegeben), fragt Gesine: «*Was ist ... es soll nicht für mich sein, Marie hat es gefragt: Was ist beständig?*» Und die Toten antworten: «*Wir.*» Das ist gewiss ein Memento mori (so deutlich wie im letzten Band hat man es bei Johnson nie gehört), aber es beinhaltet auch, dass die Vergangenheit nicht tot sei, die Zeit das Geschehene nicht auslöschen könne.

4

Gespräche dieser Art gehen durch das ganze Werk: Gespräche Gesines mit den Toten (auch: der Toten unter sich), mit den Lebenden, vor allem mit ihrer Tochter. Das Buch ist aber dialogisch auch dort, wo erzählt wird; eine ZuhörerIn ist immer gegenwärtig, auch wo sie nicht genannt wird: das Kind Marie. Nicht dass Marie nur ZuhörerIn wäre: sie ist die zweite Hauptfigur, in manchem energischer und stärker als die Mutter, deren Freundin sie ist. Aber sie ist, in allen Eigenschaften und Rollen, auch ZuhörerIn, keine passive und keine bequeme: mit neugierigen, bohrenden Fragen und Zweifeln, stimulierend durch ihr nie erlöschendes Interesse an einer Vergangenheit, die ihre eigene ist, obgleich sie von ihr fort will.

Eine Grundsituation allen Erzählens: Weitergeben von Erfahrungen, Wissen, Geschichten an die nächste Generation; Zusammenfall von Er-

zählen und Hören im Augenblick, in der unmittelbaren Begegnung. Wer möchte erzählen, wenn er nicht wüsste (oder ahnte, oder hoffte), es höre ihm einer zu! Gesine weiss es, sie sieht ihre ZuhörerIn; der Autor kann es nur vermuten, und es ist nicht abwegig, in Marie auch so etwas wie eine versteckte Leserfigur zu sehen. Das Erzählen in den «*Jahrestagen*» findet, genau besehen, selbdrift statt.

Vom Leser zu reden, der mit diesem Buch umzugehen hat, drängt sich bei Johnson vermutlich mehr auf als bei anderen Autoren – nicht trotz, sondern wegen der Ansprüche, die er an ihn stellt; gerade weil er in strenger Abgeschiedenheit, umgeben von seinen Karteien schrieb, scheinbar ohne Rücksicht auf einen möglichen heutigen Leser, gerade deshalb muss er ihn sich vorstellen, ihn gleichsam erfinden. «*Ich habe das Buch so geschrieben, als würden die Leute es so langsam lesen wie ich es geschrieben habe*», sagte er, umständlich genau, über die «*Mutmassungen über Jakob*».

Ob der Leser diesen Ansprüchen gewachsen sei, ob *wir* ihnen gewachsen seien, die Frage stellt sich heute, nach dem Tod des Autors schärfer denn je. («*Was ist beständig?*», fragt Gesine ihre Toten. Und sie antworten: «*Wir.*») Der Tod des Autors drängt sein Gesamtwerk stärker in unser Bewusstsein, damit auch die Frage, wie sich der letzte Band der Tetralogie von den früheren unterscheidet; ob die schwere Schaffenskrise (der vierte Band der «*Jahrestage*» erschien erst zehn Jahre nach dem dritten), deren persönlichen Grund Johnson mit der Chiffre eines politischen Verrats umschreibt, darin Spuren hinterlassen hat. «*Keine Spuren*», meint man im ersten



Lesen, raschen Vergleichen versichern zu können: Tante «*Times*» vermittelt Nachrichten, zu viele Nachrichten wie immer (auch die Schwächen des Buches, ein Zuviel an Material, sind konstant); Gesine erzählt, plant, arbeitet. Unvermindert (und unvermindert bewundernswert) ist die Fähigkeit des Autors, die Erfahrungen und Wahrnehmungen eines weiblichen Menschen nachzuvollziehen und wiederzugeben: die Nähe zum Kind, die stete Unsicherheit im beruflichen Aufstieg (von dem nichts feststeht, als dass er nicht von Dauer sein wird), die unauffällige Aufmerksamkeit für ihre Kleidung; die Anpassung um des Kindes willen; Treue und Verlässlichkeit. Das heisst, vermutlich, Johnson habe schreibend noch einmal erfunden, was er im Leben verloren, oder: Gesine, die von ihm erfundene Figur (und mit ihr die Sprache) habe der Enttäuschung und Verdüsterung standgehalten.

Doch wirkt, liest man bewusst und hellhörig, schon der erste Satz dunkler, bedrohlicher als frühere Buchanfänge: «*Aufgewacht von flachem Knallen im Park, Schüssen ähnlich. Unerschreckt stehen Leute an der Bushaltestelle gegenüber. Hinter ihnen spielen Kinder Krieg.*» Etwas Bedrohliches liegt über dem Werk von Anfang an; vor allem aber ist es ein Buch des Abschieds geworden, der Auflösung, der Veränderung ohne Zukunft. Erzählt wird jetzt der Tod oder das Zerbrechen der Angehörigen der Generation Gesines: über Moskau stürzt der Schulfreund Pagenkopf ab, der brillante Lockvitz wird vor Gericht gestellt, im Zuchthaus begraben; D.E., Gesines Partner der letzten Jahre, verunglückt tödlich. In ihre Wohnung wird eingebrochen; aufsteigend in eine

höhere Etage der Bank, verliert sie die alten Kollegen.

Beispielhaft die Eintragung unter dem Datum des 15. August 1968, Donnerstag. Die Beschreibung eines Fluges (das Reisemotiv also, noch einmal) von New York nach San Francisco, den Gesine mit Marie unternimmt, entgegen ihrer sonstigen Sparsamkeit und ohne äusseren Grund. Die Reise, versteht man, soll ein Abschiedsgeschenk für die Tochter sein, ein letzter Blick auf den Kontinent, bevor sie ihn verlassen muss, vielleicht für immer. Aber es ist, als seien die beiden blind. Höchstens dass gelegentlich festgestellt wird, wo man sich befindet («*Wir befinden uns über Omaha, Nebraska*»). Der Flug ist nichts als Hintergrund für ein Gespräch, in dem das Gedächtnis Gewalt erlangt über Gesine. Die Vergangenheit überblendet die Gegenwart, die Zeit ist wichtiger als der Ort; aber auch die erinnerte Vergangenheit enthält nichts als Abschied – den Abschied Gesines von der DDR, gespiegelt in Bildern und in Fakten und Zahlen: die Zerstörung einer landwirtschaftlichen Kommune durch den Staat der Bauern und Arbeiter gehört dazu, aber auch, damit verbunden, der Tod eines Pferdes. Die Flugbeschreibung hat etwas Gespenstisches an sich – als sei den Menschen der Kontakt zur Erde als ihrem Wohnraum für immer verlorengegangen. «*Kein Ort. Nirgends.*»: Der Titel eines Romans von Christa Wolf könnte auch über dem Schluss von Johnsons Tetralogie stehen.

*Elsbeth Pulver*

<sup>1</sup> Uwe Johnson, Jahrestage. Aus dem Leben der Gesine Cresspahl. Vierter

Band, Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1984.  
– 2 Kleines Adressbuch für Jerichow und  
New York. Ein Register zu Uwe Johnsons

Roman. Angelegt mit Namen, Orten, Zita-  
taten und Verweisen von Rolf Michaelis.  
Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1984.

## Hinweise

### Erinnerungen an Russland

*Andrej Amalrik* starb 1980 auf dem Weg zu der in Madrid tagenden Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa. Dort wollte er die Sache der sowjetischen Bürgerrechtler verteidigen, um zu verhindern, dass sie unter einem Haufen schöner, aber wenig verpflichtender Phrasen begraben werde. 42jährig, hatte er sieben Jahre in sowjetischen Gefängnissen und Lagern verbracht, noch länger als Dissident gekämpft. Ein unruhiger, etwas hektischer und chaotischer Kopf, der sich gern der Ironie und der Satire bediente – seit je die bevorzugten Waffen der russischen Schriftsteller gegen eine allgegenwärtige Obrigkeit.

«*Aufzeichnungen eines Revolutionärs*» ist Amalriks geistige Hinterlassenschaft: Erinnerungen an Russland, Berichte über die untereinander zerstrittenen Dissidenten, über Freunde und Feinde, über richterliche Verhöre und über das buntscheckige Lager-Volk von Dieben, Mördern, Widerständlern. Amalriks beste Qualität wird in solchen Beschreibungen sichtbar, die seine scharfe Beobachtungsgabe bezeugen, weniger in abstrakten Überlegungen, die kindisch sind, wenn er sich auf das Glatteis der Prophetie begibt. Da zeigt er sich dem russischen Messianismus verbunden, den er ansonsten prinzipiell verurteilt.

Diese Schwäche offenbarte der 1970 publizierte Band «*Kann die Sowjetunion das Jahr 1984 erleben?*». Die Frage wurde verneint, indem Amalrik den bevorstehenden Krieg zwischen Russland und China wie auch den baldigen Zerfall der UdSSR ankündigte. Das waren nicht ernst zu nehmende Illusionen.

Über die Person hinaus enthüllten sich Schwächen der Dissidenz, die weder genau wusste, was sie wollte, noch ihre hermetische Isolierung überwinden konnte. Der Kontrast zwischen hoher Erwartung und aschgrauer Ernüchterung findet sich auch in Amalriks letztem Buch, wo er einmal die Überzeugung ausdrückt, «einer der vielleicht bedeutendsten Revolutionen seit Menschengedenken» anzugehören, zugleich aber auch ein trübes Bild der Dissidenz entwirft: «Die herausragendsten Figuren der Opposition konnten beide nicht zu echten Führern werden: Solschenizyn jagte seine Armee auseinander, und Sacharow wollte nicht an ihrer Spitze stehen: er äuserte sogar Zweifel an der tatsächlichen Existenz einer Bewegung.» Diese Verwirrung macht westliche Logiker sprachlos, man wird sich hüten, von aussen in solche Diskussionen einzudringen.

Verbunden war Amalrik mit Pawel Litwinow, dem Enkel des früheren Aussenministers, und mit Iona Jakir,

dem Sohn eines von Stalin ermordeten Generals, der, als Kind durch die Lager geschleift, das Leben nur noch mit Hilfe von Zynismus und Alkohol ertragen konnte. Wodka gilt überhaupt als Lebenselixier: «Das Saufen ist die volkstümlichste Form des Eskapismus . . .» Auch die Zaren hatten es als gesellschaftliches Sicherheitsventil zu schätzen gewusst. Ewiges Russland: Viele Erlebnisse Amalriks lassen an Dostojewskis «*Totenhaus*» und an Gorkis «*Nachtasyl*» denken. Im Gegensatz zu Solschenizyn meint er: *Der Bolschewismus war eine sehr russische und für Russland keineswegs zufällige Erscheinung.*» Darauf gründet seine kategorische Verurteilung jeglichen Nationalismus als eines «*Unterdrückungsinstruments*». Von bestem Witz ist die Darstellung richterlicher Verhöre, rührend die seiner Gattin Güsel und der Katze Dissa. «*Wir hatten das geliebte und verhasste grosse Land verlassen – sollten wir denn wirklich niemals dahin zurückkehren?*» So wehmütig-zweifelnd klingen diese Aufzeichnungen aus. Für Andrej Amalrik gab es keine Rückkehr mehr (*Uhlstein Verlag, Berlin*).

*Heinz Abosch*

### **America's Cup – auch ein Stück Kulturgeschichte**

1983 gewann erstmals ein Nicht-Amerikaner die Trophäe, die seit 1851 ausgesegelt wird und bisher stets eine Beute amerikanischer Konstrukteure und Hochseesportler war. «Amerika ist entsetzt», lautete eine Schlagzeile, die über einem Bericht stand, der das Unfassbare schilderte. Die Yacht «Australia II» hatte das Rennen ge-

wonnen; die sechzig Zentimeter hohe hässliche silberne Kanne, seit 132 Jahren das Prunkstück des New Yorker Yacht Clubs, steht jetzt im Royal Perth Yacht Club in Australien. Für die meisten Zeitungsleser mochte es eine Sportnachricht unter anderen sein. Aber die Geschichte, die dahinter steht, ist weit mehr. Der Wandel der Zeit, die exzentrischen Launen begüterter Leute diesseits und jenseits des Atlantiks, ein Spiel mit hohem Einsatz an finanziellen Mitteln und auch an Mut und Willenskraft, über mehr als ein Jahrhundert hin gespielt, vor allem auch die Geschichte des Yachtbaus und seiner technischen Entwicklung: das alles lohnt schon der Aufmerksamkeit, weil es zugleich auch einen Begriff davon vermittelt, wie das «Land der unbegrenzten Möglichkeiten», vertreten durch die erfolgreichen Unternehmer und durch ihre Söhne, die bereit waren, «ihren Reichtum auszugeben», seine Chance im Wettstreit mit den Vettern in der Alten Welt aufnahm. Diese Geschichte beginnt im Sommer 1850 im Büro der Werft von William H. Brown. Dort gab John Cox Stevens, Spross eines reichen Clans, selber Dampfschiffbauer, den Auftrag, eine Yacht – die nachmalige «America» – zu bauen. Er wollte damit nach England segeln und an der Weltausstellung von 1951 den staunenden Vettern die Errungenschaften des amerikanischen Schiffbaus vorführen. Stevens war der Chef des ersten Syndicats in der Geschichte von «America's Cup».

*Ricardo Villarosa* und *Jörg Neupert* haben die Geschichte dieser traditionsreichen Hochsee-Regatta in einem 200 Seiten umfassenden Prachtband dargestellt, der zahlreiche, meist far-

bige Illustrationen enthält, neben Photos (darunter seltene Aufnahmen aus der Frühzeit), Konstruktionszeichnungen und Segelrisse, viele Porträtaufnahmen oder auch eine zeitgenössische Illustration des Moments, in dem die Königin Victoria höchstselbst die Yacht «America» betritt. Die englischen Segler hatten zuerst keine grosse Lust, sich mit den Amerikanern zu messen. Aber dann fühlten sie sich bei der Ehre genommen. Sie luden die «America» ein, an der alljährlichen August-Regatta teilzunehmen, einer Wettfahrt um den «Hundred Guinea Cup», einen Krug aus Silber, jedoch ohne Boden. Diesen Preis gewannen die Amerikaner und nahmen ihn mit in die Vereinigten Staaten. Die Rumpfform und der Schnitt der Segel ihrer «America» waren den veralteten Konstruktionen der Engländer überlegen. Seither gibt es den «America's Cup»: um die Silberkanne wird alle vier Jahre wieder gesegelt. Nie gewann seit 1851 eine andere Nation; unzählige Angriffe auf die amerikanischen Segler sind – mit viel Geld und mit viel Konstruktorswissen – unternommen worden. Aber es dauerte bis 1983. Im letzten Rennen der Serie letzten Jahres gewann die «Australia II» – vermutlich dank ihrem neuartigen Flossenkiel – den Cup.

Das Buch von Villarosa und Neupert erzählt die spannende Geschichte bis zu diesem letzten Rennen. Es enthält die genaue Beschreibung der Siegeryachten und ihrer Herausforderer, es orientiert über die komplizierten Vermessungsreglemente, und es erzählt die Geschichte von Leuten, die rings um die «kostspielige Verücktheit» Profil gewannen, oft genug

als Verlierer wie etwa James Ashburys oder der Earl of Dunraven, der als «schlechtester Verlierer» in die Geschichte eingegangen ist, als ein unbelehrbarer Querulant nämlich, der seine Niederlagen zum Anlass von Protesten und Skandalen nahm. Wir müssen es bei diesen Hinweisen bewenden lassen. Insgesamt liegt hier eine Dokumentation vor, die den Fachmann zu fesseln vermag. Darüber hinaus darf man sagen, die wechselvolle Geschichte einer weit über hundert Jahre hin ausgetragenen Regatta sei – mit ihren bizarren und mit ihren genialen Persönlichkeiten, mit ihren traumhaft schönen Konstruktionen – auch ein Stück Kulturgeschichte (*Verlag Delius, Klasing & Co, Bielefeld*).

### Goethes Leben von Tag zu Tag

Der zweite des auf sieben Bände geplanten Unternehmens ist erschienen: «*Goethes Leben von Tag zu Tag. 1776 bis 1788. Erstes Weimarer Jahrzehnt, Reise nach Italien und Anfänge mit Christiane.*» Die Darstellungsart ist konsequent fortgeführt. Robert Steiger, der Chronist, hat das ungeheure Material der Briefe, Tagebücher, Gespräche, Äusserungen von Zeitgenossen und Augenzeugen chronologisch geordnet und schreitet «von Tag zu Tag» weiter voran. Die Biographie erscheint als ein Mosaik aus kleinsten Lebensspuren, etwa aus den Nachrichten für Herder, um dessen Berufung als Generalsuperintendent sich Goethe bemüht, wobei der Chronist erläuternd hinzufügt, die Berufung stosse auf den heftigen Widerstand der Orthodoxie, die Herder für einen Freigeist halte. Von Anfang an auch, und fast täglich,

Briefe an Frau von Stein, aus denen Steiger zitiert. Wie sich Goethes Leben in Weimar entfaltet, wie er sich einrichtet, wie er seinen Einfluss bei Hofe wahrzunehmen hat, bis er dann in sein Reisetagebuch für die Frau von Stein den Satz einträgt: «Früh 3 Uhr stahl ich mich aus dem Karlsbad weg, man hätte mich sonst nicht fortgelassen.» Die Reise nach Italien hat begonnen. Schon der erste Band dieser

Goethe-Chronik ist positiv aufgenommen worden, nämlich als eine sachliche Dokumentation, als ein unentbehrliches Hilfsmittel bei der Goethe-Lektüre, wenn es darum geht, ohne subjektive Interpretation Fakten des biographischen Umfeldes, Einzelheiten von Tag zu Tag aus der genauen Entstehungszeit eines Werks festzustellen (*Artemis Verlag, Zürich und München 1983*).

ROGER MAYER

's weckt  
d'Läbensgeischer

# Eptinger

Eptinger - da spürt man wie es gut tut. Und wenn's mir wohl ist, bin ich immer guter Laune. Eptinger. Das wertvolle Mineralwasser. Es schmeckt herrlich und erfrischt.